

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

vielen Dank für die Einladung in Ihre Tagung einzuführen. Allerdings muss ich gestehen, dass das gesetzte Thema doch sehr weit gespannt ist: Es soll um Krisen gehen, um die Ausführungen um psychische Gesundheit und um die Erreichbarkeit der vulnerablen Menschen. Ich merkte allerdings, dass da einiges an Studien zugetragen hatte, einiges an versorgungspolitischen Thesen. Allerdings bewegte mich dabei doch etwas Anderes : können wir uns angesichts der politischen Diskussionen, der Wahlergebnisse und letztlich der auch privat greifbaren Stimmung wirklich sicher sein, dass da nicht am Horizont eine Veränderung aufscheint, die das Potential hat, unser aller Engagement für Teilhabe gerade der verletzbarsten Menschen massiv in Frage zu stellen? Ich bin – obwohl nicht als Pessimist bekannt – es mittlerweile nicht mehr. Deshalb würde ich gerne im Schwerpunkt genau darüber sprechen und die Folien, die ich zunächst vorbereitet hatte, außen vorlassen.

Im letzten Herbst hatte ich begonnen, mich für Verschwörungstheorien zu interessieren. Weniger aus akademischem Interesse als vielmehr das Ergebnis mehrerer eigeneartiger Begegnungen mit Menschen als meinem näheren und weiteren Umfeld. Begegnungen mit sog. Souveränisten, also jenen, die die legitime Existenz der Bundesrepublik Deutschlands ablehnen, weil es dafür – nach Meinung dieser auch Reichsbürger genannten Leute, dazu keine juristische Grundlage gäbe. So wurde mir gegenüber behauptet, dass der rechtmäßige Besitzer des Schweriner Schlosses eigentlich der Herzog von Mecklenburg sei, weil er bei der Reichsgründung von Bismark über den Tisch gezogen worden sei. Andere raunten mir unvermittelt etwas von der Weltherrschaft eines gewissen Bill Gates ins Ohr und seinen Mikrochips, die in den Impfdosen seien. Ich war etwas verstört, weil es Leute sind mit - ich würde sagen – durchschnittlicher Intelligenz, mit einem soliden Beruf, mit Haus und Kind und Hund. Kurz das, was sich gemeinhin so als Mittelschicht beschreiben lässt.

Im Juni hielt ich dann einen im Rahmen einer Sommeruniversität einen öffentlichen Vortrag über das Thema. Der Hörsaal füllte sich mit Studierenden, aber auch mit Gästen von außerhalb. Insbesondere eine Gruppe von älteren Herren fiel mir auf, die in der ersten Reihe Platz nahmen und mit dem Handy sofort Fotoaufnahmen machten, was ich in dem

Moment eher als übergriffig wahrnahm. Sie tuschelten nicht untereinander, saßen mir gegenüber, grader Rücken, starrer Blick, Gemütsregung: Null.

Ich war leicht irritiert, ließ mich aber davon nicht stören, sondern referierte stur meinen Vortrag, all das, was ich an Forschungsergebnissen zum Thema Verschwörung zusammengetragen hatte. Und dann kam es zur Diskussion, insbesondere von den älteren Herren: was ich denn von den Systemmedien halte, von all den Lügen im ÖRR, und der Journaille, die sich die Taschen mit Geld vollstecken und das Völk systematisch verdummen? Oder wie ich denn den größten Kriegstreiber aller Zeiten den Biden einordne? Was mich irritierte, waren weniger die Fragen (eher statements), damit war vielleicht zur rechnen gewesen. Und mit sozialpsychiatrischem Handlungswissen ist es mir gut gelungen, respektvoll, aber grenzziehend darauf zu reagieren. Was mich zunehmend verstörte, war die Verfeindungsenergie, diese latente Aggressivität, die im Raum war, dieses unverhüllte Kräfteressen, dieses unverhohlene Desinteresse an Gespräch, Fragen und Diskussion.

Warum erzähle ich Ihnen das? Was hat das mit unserem Thema zu tun, mit Krisen, mit psychischen Beeinträchtigungen, mit vulnerablen Menschen? Vordergründig gab es für mich Anlass genug, mit meinem Vortrag – jedenfalls nach akademischen Maßstäben – zufrieden zu sein, jedenfalls gemessen an den Rückmeldungen der Studierenden und Kolleginnen und Kollegen. Aber trotzdem wurde mir im Nachgang klar, dass ich bei der Thematik doch etwas übersehen hatte bzw. die Unterströmung beim Thema Verschwörung nicht richtig im Blick hatte. Und – als Küstenbewohner weiß ich – dass gerade die Unterströmungen manchmal sehr riskant sind. Was sind Unterströmungen? Sie entstehen, wenn Wellen an den Strand branden, aber das Wasser nicht zurückfließen kann, weil Hindernisse im Weg sind, die das Wasser nicht zurückfließen lassen, weil beispielsweise Felsen oder Sandbänke oder Buhne den Weg versperren. Ist dann etwa eine Sandbank an einer Stelle unterbrochen, entwickelt das Wasser einen großen Sog, der auch für geübte Schwimmer gefährlich ist. Immer wieder führt das zu tragischen Unglücksfällen. Mit anderen Worten: Die Wasseroberfläche spiegelt die Unterströmung nicht angemessen wider und damit auch das Risiko, das mit dem abfließenden Wasser verbunden ist.

Was ich mit dieser Metapher sagen will: Wir diskutieren viele gesellschaftliche Druckpunkte, nehmen aber vielleicht nur unzureichend wahr, was sich unter der Oberfläche der vielen Krisendiskurse darstellt. (Ressentiment: Kränkungen im Rahmen von Machtbeziehungen) Der Soziologe Sighard Neckel hat in einem wunderbaren Essay und im Sinne einer analytischen Kategorie einen Gefühlszustand beschrieben, der die Unterströmungen vielleicht angemessen beschreiben kann: er schrieb über den Groll. Groll ist ähnlich wie Zorn, aber nicht wie ein heißer Zorn, der sich auslebt, der wütet, der Vergeltung sucht und sich aber anschließend oftmals wieder auflöst. Neckel beschreibt den Groll hingegen als stummen Bruder des Zorns, der den Affekt angstgebunden an die Kette legt, nur manchmal in Häme, in scharfer Anklage, in verbitterter und verächtlicher Rede nach außen drängt. Der Groll ist introvertiert, frisst sich ein in den Körper und dem, was man so als Seele bezeichnet, bleibt weitgehend im Modus des Passiven. Eine Art Schwellbrand, der wie Neckel im Anschluss an Jensen beschreibt „mehr sein will, aber nicht kann.“ Während der Zorn den Rücken durchdrückt und für seine Ansprüche klare Worte findet, bleibt der Groll in geduckter Haltung: igelt sich ein, wartet und weiß nicht worauf und kann aber von dem Anspruch auf Vergeltung nicht lassen. Nur aktiv ausleben, kann sich der Groll eben auch nicht, das lässt die Angst vor Kontrollverlust nicht zu. Und so bleibt der Groll als offene Wunde, leidet, aber nährt sich daraus und lässt das Objekt des Grolls – wie Neckel formuliert – nicht vom Haken. Aber – und das ist das Besondere am Groll – er lässt sich populistisch gut bewirtschaften. Da ist ja der Vorwurf im Raum, dass die sog. Eliten versagt hätten und nur eigene Interessen verfolgten. Das ist populistisch sehr fruchtbar, weil man so auch die Ängste und die Scham für die eigene - eher depriviert erlebte - Situation eben der Elite anlasten und sich in die Opferrolle wohnlich einrichten kann. Umso mehr wenn populistische Parolen diesen Groll nicht nur kapern, sondern auch mit einer Vergemeinschaftung entschädigen: mit einem großen WIR, der kritischen, der verstehenden Gemeinschaft im Meer der stumpfen Mehrheit. Zudem sind auch andere Feinbilder beliebig im Angebot: Vulnerable Gruppen – Migrantinnen Migranten Langzeitarbeitslose, Menschen mit Behinderung, ..egal...Hauptsache der Groll fühlt sich stark genug, um endlich nach außen gehen zu können, den Affekt quasi durch Entwertung der vulnerablen Gruppen zu entladen. Aber das Problem ist ja, dass das Ausweichen auf marginale Gruppen nicht dauerhaft versöhnt. Der Groll liebt es zu leiden: So wie der Verschwörungserzähler zwar

vordergründig Entlastung erlebt, weil er zumindest epistemische Kontrolle hat und narzisstisch dadurch profitieren kann, weil er oder sie zum erlesenden Kreis der Wissenden gehört. Aber auf Dauer trägt das nicht, weil in der Welt der Verschwörungserzählungen keine Erlösung denkbar ist.

4. Entstehung des Grolls

Aber was lässt den Groll entstehen? Was nährt den Groll, was füttert ihn? Da mögen – wie der Psychiater Heinz Weiss betont – biographisch erlebte Kränkungen eine Rolle spielen: Zurückweisungen, Missbrauchs- erfahrungen, frühe Vernachlässigungen, also die ganze Bandbreite persönlicher Dramen und Tragödien, in denen Zuwendung und Bestätigung versagt wurde, in denen Versprechungen – nach Schutz - nicht gehalten wurde und wo das Unrecht auch nicht gesühnt wurde (Missbrauch in Institutionen). „Meist“ – so Weiss – „war das Objekt idealisiert und das Bestreben des Grollenden zielt unbewusst darauf ab, den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen. Deshalb sind Ausgleich und Wiedergutmachung nicht wirklich denkbar.“ Wir kennen alle die Geschichten von charismatischen Priestern, Pastoren, Diakone etc.. die – wie in den letzten Jahren herausgekommen ist – ihr Charisma in Missbrauch umsetzten, ohne dass dieser Missbrauch institutionell geahndet wurde, ohne dass die Institution ein Minimum an Empathie gegenüber den Opfern aufbringen konnte.

Aber für unseren Kontext sind die sozialen Kränkungen interessanter: Worum es geht, könnte doch das folgende sein: Wir werden uns als Gesellschaft verändern müssen. Veränderungen aber bringen immer Verzichtleistungen mit sich: Verzicht auf entlastende Gewohnheiten, auf narzisstisch grundierte Selbstbeschreibungen und auf Ressourcen. Gerade der letztere Punkt scheint mir entscheidend zu sein: „**Not** ist hierarchisch, **Smog** demokratisch“ (Beck,), so Ulrich Beck vor rund 50 Jahren.

Dass der Smog (als Metapher für gesellschaftliche Risiken) demokratisch ist, lässt sich auch gut am Beispiel der Corona Pandemie illustrieren: Das Sars2 Virus ging uns alle an. Wir alle waren von der Schließung des öffentlichen Lebens betroffen, wir alle mussten uns mit den Impfstoffen unter den Bedingungen ihrer kurzen Entwicklungszeit auseinandersetzen. Viele von uns, die Eltern sind, mussten – neben der schwierigen Arbeit im homeoffice – schulische Aufgaben übernehmen und meistern. Aber trotzdem bewies sich gerade darin die Hierarchie der Not! Für jemanden wie mich, der finanziell

und sozial privilegiert ist, war die Zeit des Lockdowns zwar nervig, aber eben kaum mehr. Die Not fand dort statt, wo beengte Wohnverhältnisse, prekäre Arbeitsbedingungen, soziale Isolation bzw. der Status der Alleinerziehenden die individuelle Bewältigungskapazität maßgeblich prägte bzw. begrenzte. Oder bei Ihnen, die Sie im betreuten Wohnen arbeiteten oder in besonderen Wohnformen, wo sich im Kontakt zu den Nutzerinnen und Nutzern vieles plötzlich änderte und auch im Kontakt zu den Kolleginnen und Kollegen.

Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung ist eben immer auch – wenngleich nicht nur - ein Reflex auf soziale Ungleichheit. Verzichtsforderungen – auch wenn sie für alle gleich formuliert sind - sind in ihrer sozialen und individuellen Ausprägung - je nach gesellschaftlicher Positionierung in der Gesellschaftsstruktur – in ihren Auswirkungen letztlich ungleich verteilt. Das kann man natürlich in Ordnung finden, allerdings darf man sich dann nicht wundern, wenn man den gesellschaftlichen Zusammenhalt und das Vertrauen in die Institutionen bei Teilen der Bevölkerung aufs Spiel setzt und so die Attraktivität derer fördert, denen es um Spaltung und Polarisierung geht. Resilienz als gesellschaftliches Phänomen funktioniert nicht, wenn die Lasten von gesellschaftlichen Adaptionleistungen viele Menschen schlichtweg überfordern.

Aber nicht nur die Ungleichheit erzeugt Groll, denn anders ist es nicht erklärbar, dass ja auch eher begüterte Menschen den Groll hegen. Das wird deutlich, wenn man die Einstellungen der sog Mitte sich anschaut. Auch hier finden sich zunehmend Entgrenzungen aus dem demokratischen Spektrum heraus.

Das Gerede von den blühenden Landschaften im Osten – war bei Licht betrachtet schon zu Beginn eine programmierte Enttäuschung! Aber auch generell: Die feierliche Beschwörung, dass unsere Gesellschaft Leistungen prämiiert, meritokratisch ausgerichtet ist: Wer sich anstrengt, wird mit sozialer Mobilität und Wohlstand belohnt. Und umgekehrt; Wer scheitert, der hat die Chancen verfehlt, ist selbst schuld. Der Alltag zeigt sich jedoch komplexer. Es gibt zu viele, die trotz harter Arbeit nur schwer über die Runden kommen, kaum Wohlstand erwerben können und dafür an Anerkennung deutlich einbüßen. Leistung und Erfolg fallen eben oft genug auseinander. Das merkt man dann, wenn man trotz einschlägiger Qualifikation und Kompetenz doch nicht dort anlangt, wo man sozial hinwollte: Wer sich in den Hochhäusern Gelsenkirchens oder Chemnitz auf

dem Weg nach oben machte, stößt irgendwann auf unsichtbare Grenzen oder um das soziologisch zu formulieren: auf die feinen Unterschiede, die diese Grenzen aufrecht erhalten, auf die diversen Codes, die man nicht drauf hat, den ästhetischen Geschmack, den man nicht entwickelt hat, das unfassbar stabile Selbstbewusstsein, das anderen frei Haus mitgegeben wurde. Die oftmals tragische Figur des sozialen Aufsteigers wäre eine Folie, auf der man sich auch die Entwicklung der neuen Bundesländer anschauen könnte. Man käme dann aber auf den Gedanken, dass es vielleicht kein ostdeutsches Problem ist, sondern ein grundsätzliches Phänomen unserer eben nicht immer so leistungsgerechten Gesellschaft!

Was kann man tun? Anstatt den Groll zu füttern, indem man sich den Diskurs populistisch aufdrängen lässt (Stichwort Migration), wäre es vielleicht hilfreicher, die Frage aufzuwerfen, inwieweit denn tatsächlich unsere Demokratie, die sich präsidial immer schon feiern lässt, nicht auch etwas in die Jahre gekommen ist: Vielleicht ist ja der Groll ja auch – paradoxerweise – das Ergebnis einer erfolgreichen Demokratie, die ja seit den 70iger Jahren (West) das politisch emanzipierte Subjekt immer stark gefördert hat, und nun aber den Ansprüchen eben dieses politischen Subjektes nicht mehr entsprechen kann, weil sie letztlich in einem Dickicht an Verfahrensregeln und juristisch-administrativen Auslegungen zu ersticken droht. Das gilt umso mehr, wenn die Attraktivität zivilgesellschaftlicher Akteure wie etwa Kirchen, Gewerkschaften oder Parteien die Menschen nicht mehr einbinden können und so Handlungsmacht vermitteln. Es ist ein Irrtum anzunehmen, dass das Teilhabekonzept nur die Rahmung eines sozialarbeiterischen Handlungsfelds ist (Sozialpsychiatrisch oder der Behindertenhilfe). Teilhabe führt – als Anspruch auf Mitgestaltung - auch in die Herzkammer der Demokratie, und ist – ganz nebenbei bemerkt – eine Arena, in der es knochentrocken um Verteilungsfragen geht. Wer Rechte einfordert, verpflichtet andere. Und für einige hört hier der menschenrechtlich fundierte Spaß auf. Manches ist eben sehr trivial und erwartbar. Vielleicht wäre es ja an der Zeit, mit der Demokratie bzw. mit der Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger zu experimentieren – wohlgerne im Rahmen des Grundgesetzes: Steffen Mau hat die Idee von Bürgerräten in die Diskussion gebracht, also bei wichtigen Fragestellungen in der Kommune, per Losentscheid Bürger und Bürger auszuwählen, die dann gemeinsam eine Entscheidung treffen sollen. Das hätte den Vorteil, dass man nicht nur in Verlängerung der abendlichen Talkshows Meinungen, moralische Bewertungen um

die Ohren hat, dass man gezwungen wäre, mit Menschen unterschiedlicher Herkunft tatsächlich in einen sachlichen Diskurs zu kommen. Vielleicht wäre das eine kleine, aber wirkungsmächtige Brücke über die vielfältige Zersplitterung unserer Gesellschaft hinweg. Es wäre doch spannend zu sehen, was da herauskommt, ohne die Grundpfeiler unserer Demokratie nachhaltig zu beschädigen.

Aber auch das muss gefragt werden: Ob der Groll letztlich auch Ansprüchen geschuldet ist, die so narzisstisch geprägt sind, dass sie ohnehin nicht bedienbar sind. „Autoritäre Freiheiten“ nennt man das in der Soziologie: Gemeint ist damit ein Freiheitsbegriff, der die eigenen sozialen, ökonomischen und Bedingtheiten der Freiheit nicht mehr reflektieren kann oder reflektieren mag. Dagegen helfen wohl auch Bürgerräte nicht sehr viel!

Zurück zum Groll: Ob nun diese Unterströmung, sprich der Groll, in psychischen Störungen mündet, bleibt spekulativ. Denkbar aber ist es: so zeigt etwa eine neuere Studie ziemlich deutlich, dass die Menschen, die sich unter dem Schirm einer her populistischen und simplifizierenden Weltsicht versammeln, psychisch eher angeschlagen sind und sich keine Besserung der Befindlichkeit einstellt. (Pressetitel: AFD wählen macht unglücklich!) Auch die Flucht in Verschwörungstheorien mildert den Groll und die Ängste kaum: zwar kann epistemische Kontrolle, (also der Glaube, die komplexe Welt zumindest! zu verstehen) narzisstisch durchaus bereichern – man hat ja exklusives Wissen - , aber weil das Wissen ja furchteinflößend bleibt und sich sogar paranoid zuspitzen kann, ändert sich ja letztlich nicht viel, vor allem nicht die negativ getönte Befindlichkeit. Ob sich das in den aktuellen Daten niederschlägt, können wir uns gleich anschauen.

Wenn Sie sich fragen, was das alles mit der Sozialpsychiatrie zu tun hat, vielleicht ein weiterer Hinweis: Sozialpsychiatrische Praxis ist eingebettet in einen gesamtgesellschaftlichen Rahmen, der zwar die Mehrheit bestimmen lässt, aber nur so weit wie die Rechte der Minderheiten gewahrt und geschützt bleiben. Anders formuliert: Die Teilhaberechte, so wie sie von UN BRK auch der Sozialpsychiatrie eingeschrieben sind, begrenzt den Einfluss der Mehrheiten. Mehrheiten bestimmen, aber wahren die Rechte der Minderheiten. Das ist aber nicht selbstverständlich, denn es ist ja ein Kernanliegen populistischer Bewegungen, die Teilhaberechte identitätspolitisch zu

privilegieren. *The winner takes it all!* Heute streiten wir über Asyl, über die Fragen der Migration. Und mein Eindruck – obwohl ich die Komplexität des Themas durchaus anerkenne – ist schon, dass die menschenrechtlich gezogenen roten Linien auch von demokratischen Parteien doch schnell und geräuschlos überschritten worden sind. Ob die daraus resultierenden parteipolitischen Geländegewinne allerdings von Dauer sind, daran habe ich Zweifel. Zumal sich die Frage stellt, welche Gruppierungen dann anschließend populistisch ins Visier genommen wird. Georg Schomerus und Kolleginnen/Kollegen haben letztes Jahr die Ergebnisse einer Langzeitstudie zu den Einstellungen in der Bevölkerung gegenüber verschiedenen Störungsbildern veröffentlicht: Die Ergebnisse sind vielleicht nicht überraschend. Es ist erfreulich, dass sich die Vorbehalte (gemessen z.B. über soziale Distanz) gegenüber Depressionen und Ängste deutlich verringert haben. Vielleicht weil sich herumgesprochen hat, dass Störungen eben keine kategorialen, sondern dimensionale Konstrukte sind. Auch mag hier eine Rolle spielen, dass sich das (tatsächlich oder vermeintliche!) Wissen über seelische Krankheiten gesellschaftlich zunehmend verbreitet. Die – und das meine ich nicht bewertend – Psychologisierung unserer Gesellschaft, in der schon 10-Klässler mit Begriffen wie „borderline“ oder „Depression“ parlieren können, befördert natürlich so die Selbstbeschreibung, die Selbstwahrnehmung und die Kommunikation seelischer Nöte im Duktus der klinischen Psychologie. (Vielleicht – so Schomerus – ist das auch ein Reflex auf die Säkularisierung unserer Gesellschaft und der damit verknüpften Entwertung etwa religiöser Deutungsfolien und der Seelsorge). Entscheidend für unseren Kontext ist aber etwas anderes: So erfreulich die Entwicklung im Laufe der letzten 30 Jahre auch bei bestimmten Störungsbildern ist, wir müssen auch zur Kenntnis nehmen, dass andere seelische Beeinträchtigungen deutlich weniger gut gelitten sind! Kognitive Psychosen oder Suchterkrankungen, mithin also jene Erkrankungen, die sich eben auch oft zu einer sehr schweren Beeinträchtigung auswachsen und so besonders vulnerabel machen, stoßen offenbar auf nach wie vor größte Vorbehalte. Das wird deutlich bei der Frage, bei welchen Krankheiten Ressourcen auf keinen Fall gekürzt werden sollte. Suchterkrankungen und kognitive Psychosen landen hier abgeschlagen auf dem letzten Platz. Mit anderen Worten: Die öffentliche Bereitschaft, bei diesen Erkrankungen finanzielle Ressourcen einzusparen, erscheint – vergleichsweise – zu wachsen. Ob der Einstellungswandel mit der zunehmenden Dominanz populistischer Diskurse

zusammenhängt, ist seriös nicht zu klären. Aber trotzdem ein Hinweis an die Sozialpsychiatrie, dieses Thema Stigma ernst zu nehmen.

Krisen erzeugen nicht nur Verletzbarkeit sondern sie legen – wie im Zusammenhang mit der Coronapandemie erwähnt - die Verletzbarkeit mancher Gruppierungen auch bloß. Oder anders formuliert. Sie zeigen an, wer den gesellschaftlichen Transformationsprozessen am schutzlosesten ausgesetzt ist: und da wären – nicht nur aber eben auch - wir bei den Menschen mit schweren psychischen Erkrankungen.

Die Nutzerinnen und Nutzer der Sozialpsychiatrie habe ich da weniger im Auge. Auch wenn ich im Augenblick wahrnehme, dass sich durch die Einführung des BTHG s eher ein Schleier der Ermattung gelegt hat und sich der große Aufbruch in Richtung Personenorientierung und Deinstitutionalisierung in vielen Region in einer abwartende und zögerliche Haltung verändert hat: Vielfach entpuppte sich die Einführung des BTHGs eher als eine Zunahme an Bürokratie und verstärktem ökonomischen Druck als – von einigen Regionen mal abgesehen – Anstoß zu neuen Initiativen und kreativen Experimenten geführt hat. Trotzdem hat sich die Sozialpsychiatrie – im Vergleich der letzten Jahrzehnte – mit Blick auf ihre Professionalität deutlich verändert. Wir wissen heute, dass eine qualitativ hochwertige ambulante Assistenz vergleichbare Effekte erzeugen kann wie ein die Unterbringung in einer gesonderten Wohnform. Wir wissen heute über die S3 Leitlinien, welche Maßnahmen tatsächlich wirken, wir wissen, welche Teilhabesrisiken zu bearbeiten sind und welche nicht. Wir wissen um die Bedeutung von Peer Arbeit und Sozialraumorientierung. Und mit dem funktionalen Basismodell von Ingmar Steinhart und Günter Wienberg liegt eine Folie vor, wie sich die personenzentrierte Haltung in den Regionen umsetzen ließe. Das Modell ist komplex und ambitioniert, bietet aber Impulse – insbesondere was die Kooperationen angeht und die SGB-übergreifende Finanzierung – in welche Richtung es gehen könnte.

Allerdings bleiben auch Leerstellen: Nämlich mit Blick auf andere angrenzende Arbeitsfelder. Psychiatrie ist letztlich eine regionale Querschnittsaufgabe: Menschen mit schweren seelischen Beeinträchtigungen finden wir nicht nur in der Sozialpsychiatrie sondern auch woanders. In der Wohnungslosenhilfe, in der Justizvollzugsanstalt und auch in der Forensik. Die Zusammenhänge zwischen den genannten Handlungsfeldern werden – etwa mit Blick auf Entlassungen aus der Akutpsychiatrie oder der

Eingliederungshilfe in die Wohnungslosenhilfe - m.E. noch zu wenig berücksichtigt und als Schnittstellen bearbeitet. Bei aller vielleicht trennenden Handlungslogik der einzelnen Felder: Institutionalisierte Fallbesprechungen könnten beispielsweise dazu beitragen, den traditionellen Anspruch der Sozialpsychiatrie auf die Personenzentrierung auch über die Grenzen der sozialrechtlichen Zuständigkeit einzulösen und die „Schattenpsychiatrie“ im Sinne der Menschen mit schweren psychischen Beeinträchtigungen einzulösen. Wie das praktisch umsetzbar ist, dazu werden wir ja heute von kompetenten Kolleginnen und Kollegen etwas hören.

Die Soziologie zeigt auf, dass Menschen in Krisen entweder in den Modus der Schließung gehen oder der Solidarisierung gehen. Mit anderen Worten: Sie ziehen entweder die Zugbrücke hoch, verschanzen sich in ihrer „Wir-Gruppe“. Für die Sozialpsychiatrie vor Ort meint das zu Beispiel, sich in die eigene Trägerorganisation zurückzuziehen, in Konkurrenz zu anderen Anbietern zu bleiben und Kooperation nur dann zu wagen, wenn es den eigenen institutionellen Interessen dient. Ob das angesichts der erwarteten und von mir skizzierten politischen Herausforderungen – insbesondere mit Blick auf den zunehmende Einfluss populistischer Strömungen - auch in den kommunalen Parlamenten noch zeitgemäß ist, wage ich zu bezweifeln. Ich glaube jedenfalls nicht, dass so das Anliegen der Sozialpsychiatrie vor Ort gestärkt werden kann. Es braucht – um auf den Punkt zu kommen – m.E. mehr denn je auch vor Ort eine starke Stimme für das Eintreten der Menschen mit schweren psychischen Beeinträchtigungen bzw. für das Ziel der Teilhabe und Inklusion. Die Alternative zur Schließung ist ja die Solidarisierung. Denn sie ergänzt die eigenen Stärken und die eigene Professionalität. Solidarisierung sucht den Schulterschluss, nicht nur um im Sinne des Funktionalen Basismodells endlich die Institutionsorientierung hinter sich zu lassen, sondern um auch in Krisenzeiten deutlich an Resilienz zu gewinnen.

Andreas Speck

Literatur. beim Verfasser

